

Jan Peters

Alltagsgeschichte im Aufbruch?

Das Fragezeichen im Titel dieses Beitrages fehlte, als ich ihn im Dezember 1989 der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (damals noch: DDR, Berlin) zur Veröffentlichung anbot. Im Juni 1990 erklärte die Redaktion, es würde hier „möglicherweise das Kind mit dem Bade ausgeschüttet“ und lehnte eine Veröffentlichung ab. Das Verhältnis der Leitung der genannten Zeitschrift zu schmutzigem Badewasser soll hier natürlich nicht kommentiert, sondern nur festgestellt werden, daß der Umbruch in der DDR eben auch historiographische Mühen kannte. Schwierig war der Weg der Geschichtsschreibung in der DDR schon lange. Und doch (oder gerade darum) dürfte ihm manches Nachdenkenswertes abzugewinnen sein, auch dann, wenn die DDR nicht mehr existiert. So macht es vielleicht einen „historiographischen“ Sinn, wenn ich diesen kleinen Beitrag, Ende 1989 für Leser in der DDR geschrieben, nun den Lesern der Österreichischen Zeitschrift für Geschichtswissenschaften vorlege.

Solide alltagshistorische Ansätze in die Forschungspraxis bewußt einzubringen,

könnte sich als eine unserer Geschichtskultur durchaus zuträgliche Schubkraft erweisen. Daß Historiker schon in ähnliche Richtung gedacht und gearbeitet haben, muß hier nicht ausdrücklich betont werden. Jedoch geschah das weniger gegenstands- und problembewußt, sondern gleichsam nebenher und bestenfalls in subversiver Absicht – Alltagsgeschichte war nicht eben ein Lieblingskind der DDR-Geschichtswissenschaft.

Allenthalben wird auch in der historischen Forschung über Neuansätze diskutiert. Was dabei Historiker zu ändern empfehlen, bezieht sich vornehmlich auf jene bedrückenden Ungereimtheiten, die sich aus ideologischer Bevormundung und daraus ergaben, daß sich viele Historiker einer Selbstzensur unterwarfen. Reale Widersprüche benennen, „vereinfachte Geschichtsvorstellungen“ und „kurzschlüssige Aktualisierungen“ abbauen, der Jugend unser Gesellschaftsbild nicht „als etwas Fertiges“ vorsetzen, tabuisierte Themen angehen¹ (so die ersten Überlegungen nach dem Oktober 1989), das alles ist dringend geworden, schlimm genug, aber im Grunde doch zu selbstverständlich, um jene Neuansätze

ausmachen zu können, die wir jetzt brauchen. Wichtiger noch als die Korrektur von Halbwahrheiten und Ungeheimheiten, so will mir scheinen, wäre – ein großes Wort – das Nachdenken über Sinnfragen von Geschichte, Geschichtsforschung und Geschichtsbilder. Das ist ein weites Feld. Hier soll nur jene Sinnfrage angesprochen werden, die sich auftut, wenn wir alte Denkgewohnheiten im Umgang mit der Subjektivität (mit dem auf das soziale Subjekt unmittelbar Bezogenen) in der Geschichte überprüfen.

Die benannten Schwächen und Mängel (eigentlich sind es ja Absurditäten) reflektieren offenbar recht bedenkliche Denk-Vorgänge bei manchen Historikern: Mangel an Sensibilität und ein Zuviel an Selbstsicherheit im Umgang mit der Geschichte, vielleicht auch eine unbewußte Annahme, wir dürften mit Geschichte so umgehen, wie wir sie brauchen. Die Alltagsgeschichte ist bestens geeignet, uns diese Untugenden auszutreiben.

Eine Besinnung auf die Alltagsgeschichte als aktualisierte und problemorientierte Zugangsweise wird einige Erfahrungen des Alltagshistoriker-Alltags in der DDR nicht aussparen können. In der Abfolge Ablehnung – Abwarten – Annäherung – Akzeptanz läßt sich diese Erfahrung nun wohl der vierten Stufe zuordnen. Am aufgeschlossenen sind, davon zeugt jede Veranstaltung mit alltagsnaher Thematik, die jüngeren Historiker. Inzwischen wurde auch (15. März 1990) unter lebhafter Beteiligung gerade der Jünge-

ren beim Akademie-Institut für Wirtschaftsgeschichte ein Arbeitskreis für Alltagsgeschichte gegründet. Offenbar haben die Jüngeren weniger Schwierigkeiten, alte Denkgewohnheiten über Bord zu werfen.

Alltags- und lebensgeschichtliche Interessen sind längst schon manifest geworden, beileibe nicht nur in der Historikerzunft (dort sogar ziemlich spät)² und erst recht nicht nur in der DDR. War nicht die Lebendigkeit und Unbestimmtheit des Verhaltens von Menschen längst dabei, für den Leser in höherem Maße ein konzeptionelles Erlebnis zu werden als geglättete Abrisse und gerundete Nationalgeschichten? Dabei war die Neigung zur kleinen Idylle und zur ganz traditionell verstandenen Herrschaftsgeschichte als Motivation, etwa für das wachsende heimatgeschichtliche Interesse in der DDR, keineswegs gering – wenn auch nicht „besorgniserregend“. Zunehmend wurde nach den gesellschaftlichen Möglichkeiten individueller Selbstverwirklichung gefragt und nach historischer Literatur verlangt, die den Zusammenhang von Individuum und Gesellschaft lebendig und überzeugend einzufangen vermochte. Wir beobachten in der Tat, in einem allerdings widersprüchlichen, emotionsgeladenen und durchaus krisenhaften Prozeß, das Werden einer Geschichtskultur, die uns neue, eben auch alltags- und lebensgeschichtliche Herangehensweisen nahelegt.

Dennoch wurde das, was da auf uns zukommt, unter Historikern nicht so

recht debattiert. Es hat in der DDR nicht einmal eine direkte und dezidierte Anti-Alltags-Diskussion gegeben. Die Skeptiker haben schriftlich geschwiegen. Daß Konrad Irmschler und Gerhard Lozek vor einem Jahrzehnt in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft³ die neue Sozialgeschichte in der BRD (und mit ihr, wie jeder verstand, auch entsprechende Bemühungen in der DDR), ihre psychologischen, anthropologischen und mentalitätsorientierten Züge meinten verteufeln zu müssen, ist inzwischen nur noch als Beispiel für Historiker-Apologetik interessant. Damals allerdings erschwerte ein solches Verdikt jeden Ansatz zu einer Diskussion über Alltags- und Mentalitätsgeschichte.

Wenn wir uns des bisherigen Weges von Sozial- und Alltagsgeschichte in der DDR (beides ist ja engstens miteinander verbunden) vergewissern, so bleibt nur die nüchterne Feststellung: Weder die Sozial- noch die Alltagsgeschichte können als Beispiele für die „Kontinuität zu vier Jahrzehnten DDR-Geschichtswissenschaft“ bemüht werden.⁴ Es hat im Gegenteil erhebliche Diskontinuitäten und gescheiterte Bemühungen gegeben. Der schwerwiegendste Fehler in der historiographischen Tradition hierzulande war wohl der: Es ist einfach nicht anerkannt worden, daß die unaufhörliche Entwicklung von Widersprüchen unaufhörlich den heilsamen Zwang ausbildet, Erreichtes in Frage zu stellen und notwendige Neuansätze zu finden. In der DDR ist die internationale sozialgeschichtliche Erneuerung aus ideologi-

schon Gründen nur ansatzweise nachvollzogen worden. Ich sah und sehe auch keinen Sinn darin, feststellungsbedürftige Schwächen unserer Historiographie dadurch wegzuzaubern, daß man sie in einer „Dialektik von Kontinuität und Diskontinuität“ verbal verschwinden läßt. Es steht auf einem ganz anderen Blatt, daß sich trotz diskontinuierlicher Hemmnisse und unbekümmert um das Mißtrauen gegen Sozial-, Alltags- und Mentalitätsgeschichte die praktische Forschungsarbeit auf diesen Gebieten entwickelte⁵ und sich z. T. verdeckt (z. B. Sozialgeschichtlicher Arbeitskreis unter Hartmut Zwahr in Leipzig) gewisse Freiräume schuf.

Wie steht es um die auch bei uns erhobene Forderung, die Alltagsgeschichte möge sich nicht aus unentbehrlichen Bindungen ausklinken? Vor allem möge sie sich nicht aus der Sozialgeschichte⁶ und diese sich nicht aus der Wirtschaftsgeschichte⁷ disziplinar absondern. Wer die Sozialgeschichte sehr umfassend versteht und sie in den Rang einer Gesellschaftsgeschichte erheben will, wird die Notwendigkeit spüren, Zusammengehöriges im spezifischen Forschungsprozeß auseinanderzuhalten, d. h. das „Eigengewicht“, die relative Autonomie jeder historischen Teildisziplin oder „Aspektwissenschaft“, auch der Alltagsgeschichte, zu akzeptieren.

Als eine besondere Zugangsweise verlangt die Alltagshistorie nicht nach eigenen Institutionen, sondern nach einem neuen Verständnis von – ja, eigentlich von der Ganzheit der Geschichte über-

haupt. Denn aus der Entwicklung eines sich selbst suchenden und darum auf große Prozesse, Perioden und Strukturen gerichteten Geschichtsbildes erwuchs doch bei uns oft ein verengtes, eben un-komplexes Geschichtsverständnis, das soziale Subjektivität als Problemstellung scheute und insofern Geschichte auch nicht als Einheit verstand. Viele Historiker meinten, auf den historisch konkreten Menschen in seinem Denken, Fühlen und Handeln verzichten und mit seiner Rolle als kleinste anonyme Einheit einer Massenbewegung oder als statistische Größe auskommen zu können – ein Irrtum, wie sich schließlich zeigte.

War es die Behinderung des internationalen Austausches, waren es Selbstgefälligkeit oder andere Gründe, die uns internationale und „fachfremde“ Entwicklungen nicht mit der notwendigen Aufmerksamkeit verfolgen ließen? Immerhin ist ein die internationale Historiographie und die Entwicklung von Sozial- und Alltagsgeschichte so stark prägendes (nicht identisches!) Phänomen wie die französische Annales-Historie hierzulande praktisch ignoriert worden.⁸ Dabei haben die Franzosen Historiker-Tugenden exemplarisch vorgeführt, die als grundsätzlich unverzichtbar gelten müssen: die Fähigkeit zum Aufspüren des Menschen, das Bemühen um eine „histoire totale“, die Vermittlung des im Fremdartigen verborgenen Zaubers, den Umgang mit der Sprache als Erkenntnismittel, um nur einige zu nennen. Zweifellos hat gerade die Abstinenz festgefügtter Konzeptio-

nen den großen Einfluß der Annales-Historiker begünstigt – jedenfalls dort, wo eine entsprechende Sensibilisierung und Lernbereitschaft bestand, also nicht bei uns. Selbstsicherheit statt Sensibilität hat uns allzuoft unfähig gemacht, die leisen und lauten Signale, auch die herausfordernden Fragestellungen wahrzunehmen, die von anderen Wissenschaften kamen, etwa von historischer Anthropologie und Ethnographie.

Der alltagshistorische Zugang macht uns vor allem eines bewußt: Wir sind nicht hinreichend *unsicher* im Umgang mit historischen Verallgemeinerungen. Mancher Historiker ordnete, periodisierte und klassifizierte von oben, leicht hin und gleichsam nebenher. Wir unterlagen ständig der Versuchung, möglichst schnell und möglichst alles in Gesetzen, Systemen und Kategorien einzufangen. Einen Sinn der Alltagsgeschichtsforschung sehe ich deshalb in ihrer besonderen Eignung, uns im Umgang mit gesamtgesellschaftlichen Verhältnissen sinnvoll zu verunsichern und bescheidener zu machen – auch bei Strafe des Verlustes einer beruhigenden, weil scheinbar alles erklärenden Metatheorie. Kein ernstzunehmender Historiker bezweifelt heute den Wert der großen Marxschen Entdeckungen für die historischen Wissenschaften oder die Nützlichkeit davon abgeleiteter Formations-, Struktur- und Revolutionstheorien. Ein Automatismus im Denken, der sich so leicht einstellt, wenn man ein bloß kategoriales Problembewußtsein an die Stelle eines empirisch-analytischen

setzt, liegt jedoch nicht im Sinne des Erfinders. Alltagsgeschichte kann sehr gut zur Sensibilisierung und größeren Wirklichkeitsnähe unseres strukturellen und ordnenden Denkens führen, indem sie Struktur und Fortschritt, historische Hemmnisse und Möglichkeiten an der Lebensgeschichte von Individuen mißt und nach den Vermittlungen und Widersprüchen fragt, die sich zwischen die kleinen Lebenswelten und die großen Strukturen stellen.

Die Alltagsforschung hat schmerzlich-wohlthuende Aktualität durch die gegenwärtigen gesellschaftlichen Umgestaltungsprozesse erfahren. Die Krise ist gerade auch durch jene „Führung“ ausgelöst worden, die Widersprüche und Probleme unverbindlich-verbal anerkannte, anstatt sie in der Realität wirklich aufzusuchen und zu benennen, und die nicht mehr nach den Menschen fragte. Es war und ist eben nicht so, daß allenfalls mit „gewissen Problemen“ und „bestimmten Hemmnissen“ zu rechnen ist, solange nur „die sozialistischen Grundstrukturen stimmen“. Heutige und künftige Alltags-historiker werden sehr konkret und sehr subjektbezogen fragen müssen, wie dieser Sozialismus individuell erfahren wurde, und sie werden dadurch zu neuen Einsichten in die Deformierung von Wesenszügen dieser Gesellschaft gelangen. Sie werden dann wohl feststellen, daß die entsetzlichen Entstellungen, die Idee und Praxis des Sozialismus erlitten, auch von den Gesellschaftswissenschaftlern in der DDR dadurch reflektiert wurden, daß der wirk-

liche Mensch (in der Politik wie in der Forschung) in den Hintergrund trat – nicht die „herausragende historische Persönlichkeit“ (denn im Lichte dieser Persönlichkeiten spiegelten sich die „Führer“ gern), sondern der wirkliche, Wirklichkeit produzierende und erfahrende Mensch in seinem alltäglichen Denken, Fühlen und Wollen.

Bei der Rekonstruktion von historischer Wirklichkeit muß man bekanntlich damit rechnen, daß das falsche, selbstzufriedene Bewußtsein von Führungsschichten auch sehr falsche Vorstellungen von gesellschaftlicher Wirklichkeit vermitteln kann. Historiker sind auf das behördliche Schriftgut in den Archiven angewiesen, das dieses Bewußtsein reflektiert – das allerdings auch auf weit mehr Realitätsbedürfnis gerichtet sein konnte als es in jüngster Vergangenheit war. Im Lichte unserer aktuellen Erfahrungen stellt sich jedenfalls der alltags-historische Aspekt, stellt sich die ganze Frage nach der Subjektivität in ihrer historischen Vieldeutigkeit (die natürlich mehr als „Alltag“ ist) als unverzichtbar dar.

Der von Philosophen schon lange vor dem Oktober 1989 stammende Hinweis auf den hohen Stellenwert des Alltagsbewußtseins und auf das Verhältnis von Alltagsbewußtsein und wissenschaftlichem Bewußtsein⁹ wirft schließlich die Frage nach dem theoretischen Anspruch der Alltagsgeschichte auf. Wir treten in diesem Punkt nicht anspruchslos an (die theoretischen Diskussionen unter Alltagshistorikern etwa in der BRD und in Österreich stehen auf hohem

Niveau)¹⁰, jedoch lassen sich die Alltagshistoriker besser nicht zu vorschnellen „ganzheitlichen Theorien“ drängen. Der „Wert“ neuer Richtungen, etwa der „narrativen“ Geschichte, wird seit einiger Zeit bei uns nicht mehr allein an ihrer Fähigkeit zur „Gesetzeserkenntnis“ gemessen.¹¹ Alltagshistoriker leiden vielleicht weniger als andere Historiker an der Angst vor dem Fehlen eines griffigen theoretischen Instrumentariums. Alf Lüdtke hat in diesem Sinne kürzlich vor „Selbst-Blockierungen“ gewarnt, „die ein produktives Umgehen mit Unklarheiten und Vieldeutigkeiten in aller Regel verhindern“.¹² Wir halten uns vorerst besser an bescheidene Theoreme. An (faktisch) alltagsrelevanten theoretischen Vorgaben hat es allerdings auch in der DDR nicht gefehlt, etwa wenn der „dialektische Zusammenhang von Ereignis, Struktur, Bewegung und Entwicklung“¹³ oder die Untrennbarkeit von Verstehen und Erklären betont wurden.¹⁴ Vielleicht fehlte es immer ein wenig an „Subjektivität“, aber die Richtung schien zu stimmen. Nur: Haben nicht auch wir Historiker jene Defizite auszufüllen, die sich immer dann ergeben, wenn wir der Vorstellung erliegen, mit der Proklamation schöner Ziele seien diese auch schon halb verwirklicht?

Anmerkungen:

1 Walter Schmidt und Wolfgang Küttler in der Berliner Zeitung, 21./22. Oktober 1989. Auf die dieser ersten Stellungnahme folgenden Pressebeiträge kann hier nicht weiter eingegangen werden.

2 Ein bemerkenswerter Vorstoß kam relativ früh von den Kulturwissenschaftlern. Siehe Harald Dehne, *Aller Tage Leben. Zu neuen Forschungsansätzen im Beziehungsfeld von Alltag, Lebensweise und Kultur der Arbeiterklasse*, in: *Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte* (1985), 9–48.

3 Konrad Irmischer u. Gerhard Lozek, *Historismus und Sozialgeschichte in der gegenwärtigen bürgerlichen Geschichtsschreibung*, in: *ZfG* (1979), H. 3; Konrad Irmischer, *Zum „historisch-sozialwissenschaftlichen“ Konzept einer bürgerlichen Gesellschaftsgeschichte in der Historiographie der BRD*, in: ebenda (1980), H. 12.

4 Helga Schultz, *Wege zur Sozialgeschichte in der DDR*. Vortrag auf der 4. Internationalen Konferenz der Kommission „Geschichte der Geschichtsschreibung“ beim CISH, 26.–28.7.1988 in Paris (für den Druck vorgesehenes Manuskript).

5 Immerhin erschien Hartmut Zwahr's impulsgebende Arbeit über das Leipziger Proletariat (*Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchungen über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution*) schon 1978, und zwei Jahre später folgte Jürgen Kuczynski's erster Band zur *Geschichte des Alltags des deutschen Volkes*. Ein beachtliches Resultat stellte dann auch die *Sozialgeschichte Berlins von Helga Schultz* dar (Berlin 1650–1800. *Sozialgeschichte einer Residenz*, Berlin 1987). Siehe Horst Handke, *Zur sozialgeschichtlichen Forschung in der DDR*, in: *ZfG* 39 (1986), 291–302.

6 H. Schultz, *Wege zur Sozialgeschichte in der DDR*, wie Anm. 4.

7 Jürgen Kuczynski, *Ich bin der Meinung*. Bemerkungen zur Kritik, Halle u. Leipzig 1982, 135 f.

8 Jan Peters, *Das Angebot der „Annales“ und das Beispiel Le Roy Ladurie*. Nachdenkenswertes über französische Sozialge-

schichtsforschung, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (1989), T. 1, 139–159.

9 Siehe Deutsche Zeitschrift für Philosophie (1979), H. 3; (1983), H. 11; (1985), H. 4.

10 Siehe u.a. die Monographien und Sammelbände: Ralf Berdahl u.a., Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung, Frankfurt am Main 1982; Richard van Dülmen u. Norbert Schindler, Hg., Volkskultur. Zur Wiederentdeckung des vergessenen Alltags (16.–20. Jahrhundert), Frankfurt am Main 1984 (Einführung von N. Schindler); Herta Nagl-Docekal u. Franz Wimmer, Hg., Neue Ansätze in der Geschichtswissenschaft, Wien 1984; Sebastian Herkommer, Joachim Bischoff u. Karlheinz Maldaner, Alltag, Bewußtsein, Klassen. Aufsätze zur marxistischen Theorie, Hamburg 1984; Gert Zang, Die unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne. Reflexionen über den theoretischen und praktischen Nutzen der Regional- und Alltagsgeschichte, Konstanz 1985; Alf Lütcke, Hg., Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt am Main u. New York 1989.

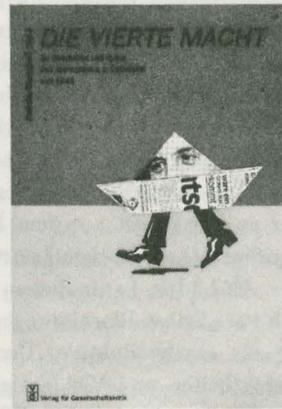
11 Wolfgang Küttler, Marxistische Geschichtswissenschaft und „narrative“ Geschichte, in: Zeitschrift für Geschichte (1985), H. 2, 118.

12 Alf Lütcke, Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: Alltagsgeschichte, wie Anm. 10, 14.

13 Ernst Engelberg, Ereignis, Struktur und Entwicklung in der Geschichte, in: Ernst Engelberg u. Wolfgang Küttler, Hg., Probleme der geschichtswissenschaftlichen Erkenntnis, Berlin 1977, 25.

14 Engelberg, Ereignis, wie Anm. 13, 35.

Neuerscheinung

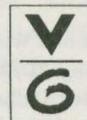


Hans Heinz Fabris /
Fritz Hausjell (Hg.)
Die vierte Macht
Zu Geschichte und Kultur
des Journalismus in Österreich
seit 1945

350 Seiten, 30 Abb.
ÖS 298,-/DM 43,-

Die Journalist/inn/en zählen zu den einflußreichsten Berufsgruppen der Zweiten Republik. Gleichzeitig ist kaum bekannt, wie sie leben bzw. welche Probleme sie in ihrer Arbeit haben.

Die Beiträge dieses Bandes liefern wichtige Bausteine zu einer Sozial- und Kulturgeschichte des Journalismus seit 1945.



Verlag für Gesellschaftskritik

Kaiserstraße 91, A-1070 Wien, Tel: 0222/526 35 82